

Buchbesprechungen

Das Rätsel der Kelten vom Glauberg. Glaube - Mythos - Wirklichkeit (Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2002). 344 S., 377 Abb. ISBN 3-8062-1592-8. Broschiert, € 39,90.

Dem sensationellen Fund der beiden 1994/95 entdeckten keltischen „Fürstengräber“ am Glauberg einmal eine große Ausstellung zu widmen, erscheint konsequent, zumal die Grabfunde nicht nur 1996 durch die Auffindung der Steinstatue und weiterer Fragmente, sondern durch aufsehenerregende Befunde im gesamten Umfeld des Grabkomplexes eine Bereicherung erfuhren, die neue Erkenntnisse zur Welt der frühen Kelten im 5. Jahrhundert v. Chr. versprechen. Vergleichbare Aufmerksamkeit von Seiten der Wissenschaft und der Öffentlichkeit hatte vor gut einem Vierteljahrhundert nur der „Keltenfürst“ von Hochdorf gefunden - wenn man von der steinzeitlichen Gletschermumie „Ötzi“ einmal absieht. In beiden Fällen haben die Sensationsfunde der Archäologie entscheidende Anstöße gegeben, vor allem hinsichtlich der Restaurierung, der Rekonstruktion, der naturwissenschaftlichen Untersuchungen und der Präsentation, beim Glauberg darüber hinaus, was den Einsatz von Methoden der Prospektion im Umfeld der Fundstätte angeht.

Der mit einem Ausstellungskatalog kombinierte Begleitband entspricht in seiner übersichtlichen Gliederung der Präsentation, in deren Zentrum die Glauberg-Funde stehen, deren Höhepunkt jedoch eine einmalige Zusammenkunft steinerner „Zeugen“ der frühkeltischen Kunst bildet. Dabei will und kann, wie K. Weber in seiner Einführung betont, die Ausstellung keine endgültigen und unumstößlichen Wahrheiten über die Kelten des 5. Jahrhunderts vermitteln, sondern „sie ist eine Art aktueller Zwischenbericht zum Stand der Erkenntnisse“ und dies sei „sicher kein Grund, sich auf dem gedanklich Erreichten auszuruhen“ (S. 14).

Den Abschnitt „frühe Kelten und ihre Welt“ leitet H. Baitinger mit Überlegungen zu den „Fürsten der späten Hallstattzeit“ als mutmaßliche „Ahnen der Glauberg-Funde“ ein (S. 20-32). Als kennzeichnend für die ältere Eisenzeit, die nach dem oberösterreichischen Fundort benannt ist, sieht der Verfasser an, daß seit der Mitte des 8. Jahrhunderts „das neue Metall die Bronze als Werkstoff in vielen Bereichen des täglichen Lebens rasch“ abgelöst habe (S. 21). Hier gilt es jedoch zu bedenken, daß, wie S. Rieckhoff unlängst dargelegt hat, das Eisen bis „ins 5. Jahrhundert ein mehr oder weniger elitärer Werkstoff bleibt“, der auch in der späten Hallstattzeit noch vorwiegend der Repräsentation und dem überregionalen Tausch in der Führungsschicht dient (siehe S. Rieckhoff/J. Biel, *Die Kelten in Deutschland* [Stuttgart 2001] 76; 153-157). Richtig ist dagegen, wenn der Autor darauf verweist, daß heute Befestigungsanlagen wie die Heuneburg oder der Hohenasperg nicht mehr unbedingt als Wohnsitze keltischer „Fürsten“ angesehen werden und es heute „ebenso plausibel“ erscheine, „daß sich die Elite vorwiegend auf ‚Landgütern‘ in der Nähe der Burgen aufgehalten hat.“ Gleichwohl waren sie auch dann noch die Herren über ihre nahe gelegenen „Fürstensitze“ (S. 29). Einiges Kopfzerbrechen bereitet seit ihrem Nachweis die Lehmziegelmauer der Heuneburg, „deren Errichtung ohne die Anwesenheit eines Baumeisters aus dem Süden kaum denkbar erscheint“ (S. 25). Dieser wird aber - entgegen der Annahme eines bislang gern postulierten griechischen „Importstromes“ aus Massalia - eher in Oberitalien oder Etrurien beheimatet gewesen sein und - wie das in zahlreichen Gräbern auftretende Bronzegeschirr und die Fibeltracht - seinen Weg über die Alpenpässe genommen haben (S. 31). Erst nach der Mitte des 6. Jahrhunderts gelangten wertvolle Gegenstände (groß-)griechischer Provenienz nach Mitteleuropa, bis ab 500 mitteleuropäische Fibeln in Oberitalien auf der einen und etruskische Bronzegefäße nördlich der Alpen auf der anderen Seite einen abermaligen Wandel anzeigen (S. 32).

H. Nortmann stellt als „Modell eines Herrschaftssystems“ mit Blick „auf die kulturelle Nachbarschaft im Westen“ des Glaubergs frühkeltische Prunkgräber der Hunsrück-Eifel-Kultur (HEK) vor (S. 33-46). Auf den Hochlagen der Mittelgebirge ist nicht nur flächendeckend „eine gute Arbeitsgrundlage zur Analyse kultureller Entwicklungen gegeben,“ es lassen sich infolge der in der Regel mehrhundertjäh-

rigen Nutzungskontinuität der Friedhöfe auch „Entwicklungen, die ... über die engere Region hinaus bedeutsam sind, ... Schritt für Schritt in einzelnen Sozialverbänden verfolgen“ (S. 34). Trotz kultureller Verbindungen in die nähere Nachbarschaft des Kerngebiets der späten westlichen Hallstattkultur, hinterläßt die dortige „überaus bunte und dynamische Entwicklung“ im 6. Jahrhundert am Mittelrhein noch keine erkennbaren Spuren. Erst gegen 500 stellen sich erste Hinweise auf Prunkgräber ein, die jedoch in keiner strukturellen oder räumlichen Verbindung mit den Jahrzehnte zuvor errichteten, kurzlebigen Höhenburgen stehen. Eine Situation wie am Glauberg mit Burg und herausgehobener Bestattung in ihrem Vorfeld ist hier demnach nicht gegeben. Allenfalls vergleichbar erscheint, daß die Prunkgräber der HEK fast ausschließlich Männer- bzw. Kriegerbestattungen sind, für die allerdings infolge der in ihnen widerscheinenden „flachen Sozialhierarchie“ der Terminus „Fürstengräber“ nicht angebracht wäre. Grundlegend erscheint die Einsicht, „daß ... zu jeder normalen Bestattungsgemeinschaft derartige Sonderbestattungen zu erwarten sind.“ Eine „nochmals exklusivere Spitzengruppe“ wie im Falle des Glaubergs brauche deswegen für die HEK „noch nicht ausgeschlossen zu werden“ (S. 40).

Anhand von Zeugnissen aus der antiken Welt und des archäologischen Befundes versucht O.-H. Frey die Frage: „Wer waren die Kelten?“ zu beantworten (S. 47-57). Selbstaussagen können hier mangels nennenswerter schriftlicher Überlieferung nicht weiterhelfen. Auch die literarische Überlieferung griechischer und lateinischer Autoren läßt nur schlaglichtartige und zudem voreingenommene Einblicke zu, die ein lückenhaftes und unscharfes Bild ergeben: „Um hier klarer zu sehen, müssen also die archäologischen Befunde befragt werden“ (S. 50). Und hierbei zeigt sich, daß bereits die Hallstattkultur des 7. und 6. Jahrhunderts eine Dynamik entfaltet, die zu ihrer Wahrnehmung als „Kelten“ geführt haben mag, also noch vor den Wanderbewegungen der keltischen Stämme ab etwa 400, für die auch detailliertere literarische Zeugnisse vorliegen. Die spannende Frage, ob sich damit nicht auch die Stammesbildung wesentlich früher vollzogen haben könnte, vermag die Archäologie jedoch (noch) nicht zu beantworten (S. 57).

C. Bergmann betrachtet Gräber als „Fenster zur keltischen Welt in Hessen“ (S. 60-67). Anhand der Ausgrabungen läßt sich feststellen, daß keltische Friedhöfe dort in der Regel Familiengrabplätze sind, die über einen längeren Zeitraum genutzt wurden. Gewisse Probleme weisen allerdings allgemeine Deutungen auf, wenn etwa von einem festen Glauben „an eine Weiterexistenz des Menschen nach dem Tode“ die Rede ist oder gar Nahrungsvorräte im Grab „als Proviant für die ‚Reise des Toten ins Jenseits‘“ gedeutet werden (S. 61), da über derartig konkrete Vorstellungen bei den frühen Kelten nichts bekannt ist. Es können auch andere Ideen damit verbunden gewesen sein. So ist es richtiger, etwa davon auszugehen, daß es bei Totenfeiern alternativ darum gegangen sein könnte, die Toten mit Nahrung zu versorgen *oder* ein weiteres Totenmahl mit ihnen zu feiern (S. 62). Bedeutsam ist die Feststellung, daß hinter Graböffnungen auch rituelle Handlungen stehen könnten, wenn zwar wertvolle Beigaben unangetastet bleiben, das Skelett aber durcheinander geworfen und vielleicht sogar der Kopf entnommen wird. Trachtbeigaben geben vielfach Hinweise darauf, daß die soziale Stellung der Bestatteten schon in früher Kindheit festgelegt wurde, die Kelten somit eine Standesgesellschaft bildeten (S. 64).

Den frühkeltischen Siedlungen in Hessen als „große Zentren, kleine Dörfer“ widmet sich B. Pinsker in seinem Beitrag (S. 68-74). Zwischen Späthallstatt- und Frühlatènezeit ist kein Bruch im Siedlungswesen festzustellen, es findet auch „keine nennenswerte Verlagerung der Siedlungsaktivitäten“ statt. Der Verfasser konstatiert zwar, daß es keinen einzigen Hinweis auf die Ausbeutung und Verhüttung der Erzlagerstätten im Lahn-Dill-Gebiet gibt. Er geht trotzdem von der Annahme aus, daß neue Siedlungen in Berglagen diesem Zweck gedient haben können. Offene Siedlungen im Flachland bevorzugten fast ausschließlich für die Landwirtschaft geeignete Gebiete. Ob sie aber tatsächlich mit Überschüssen - oder Zwangsabgaben? - die Höhensiedlungen mit versorgten und ob sie von diesen „verwaltet“ wurden, ist dagegen unbekannt (S. 70). Die „Ringwälle“ bestehen, wie auch andernorts festgestellt, vom Ende der Hallstatt- bis in die Frühlatènezeit, selten jedoch bis über deren Ende hinaus. Manche von ihnen werden aber in der Spätlatènezeit wieder aufgesucht, in der sie den neuen Typus der *oppida* bilden. Ob sie aber in der frühen Phase bereits die Funktion von „Zentralorten“ für die sie umgebenden Siedlungsgebiete versahen und ob sie wiederum von diesen versorgt wurden, kann nur als wahrscheinlich angenommen werden (S. 72).

Naturwissenschaftliche Untersuchungen zu „Landwirtschaft und Umwelt im keltischen Hessen“ faßt A. Kreuz zusammen (S. 75-81). Im Gegensatz zur landläufigen Vorstellung von der allgemeinen Verfügbarkeit des Eisens steht der bislang fehlende Nachweis für Holzverknappung infolge von

Verhüttungsprozessen. Vielmehr wurde das Ausmaß möglicher Waldzerstörung nach neuem Forschungsstand häufig überschätzt (S. 76). Bemerkenswert ist ebenfalls, „daß die Nichtbaumpollenwerte und Siedlungszeiger in der Hallstattzeit teils höher vertreten sind als in der folgenden Latènezeit“, worin sich vielleicht Unterschiede in der Nutzungsart und -intensität widerspiegeln (S. 77). In diesen Ergebnissen zeigt sich die zwingende Notwendigkeit interdisziplinärer Arbeitsweise, womit auch die „spannende Frage“ verbunden ist, „ob uns mit zunehmenden Detailkenntnissen die Welt der Kelten näher rücken oder noch fremder werden wird“ (S. 81).

Nach einer Reproduktion der Zusammenfassung der Grabungsergebnisse von H. Richter aus dem Jahr 1959 (S. 84-89) stellt F.-R. Herrmann „Fürstensitz, Fürstengräber und Heiligtum“ des Glauberges vor (S. 90-107). In der Darstellung der Forschungsgeschichte hebt der Verfasser die Grabungen Richters in den Jahren 1933 bis 1939 hervor, der die Besiedlung des Berges als erster systematisch erkundete. W. Kimmig stellte 1969 den Glauberg den anderen frühkeltischen „Fürstensitzen“ Mitteleuropas zur Seite. Eine erste Bekräftigung erfuhr diese Hypothese durch den Fund der „Fürstengräber“ am Fuß des Berges. Im Gegensatz zu den südwestdeutschen „Fürstensitzen“ erbrachte dieser selbst aber noch keine Funde griechischer Keramik oder anderer Südimporte. Auch ist die Siedlungsstruktur auf seinem Plateau völlig unbekannt, da dort noch keine großflächigen Grabungen stattgefunden haben und deren Erfolg „auch keineswegs sicher“ sei (S. 95). Der große „Fürstengrabhügel“ (1) zu Füßen des Glauberges ist in eine Anlage einbezogen, deren Bedeutung „im sakralen Bereich zu suchen“ ist und „vermutungsweise ... ein kultisches Zentrum für ein weites Umland“ darstellte (S. 96-98). Dieses läßt sich möglicherweise aus den Provenienzen des Mischhönigs aus der Schnabelkanne des Grabes 1 abschätzen, wenn sich darin etwa das „Herrschaftsgebiet“ der Glauberg „Fürsten“ widerspiegelt (S. 107). Dem sakralen Kontext sind ebenfalls die Statuen zuzuweisen, deren ursprünglicher Standort im Kultbezirk jedoch unbekannt ist, genauso wie die Dauer ihrer Aufstellung, der Anlaß dafür und der für ihre Verbergung bzw. Zerschlagung (S. 104 f.). Mit der vermutlich älteren „Fürstenfigur“ aus Hirschlanden verbindet die erste Glauberg Statue der Befund der abgeschlagenen und fehlenden Füße. Der fragmentarische Zustand der anderen drei Standbilder läßt ausreichend erkennen, daß alle vier das gleiche Aussehen hatten. Daß sie jedoch „getreue Abbilder der Herrscherpersönlichkeiten ihrer Zeit“ waren, ist ein etwas gewagter Schluß, zeigen sich doch bislang engere Übereinstimmungen nur mit dem Inventar aus einem der drei „Fürstengräber“ am Glauberg. Auch sind darin keine Anhaltspunkte für „Blattkrone“ und Kompositpanzer gefunden worden. So geht der Verfasser vermutlich zutreffender „von einem Ahnenkult“ aus, „bei dem reale oder mythische vergöttlichte Ahnen, Heroen, in ihren Bildnissen verehrt wurden“ (S. 106 f.).

Mit Hilfe der geomagnetischen Prospektion fassen N. Buthmann, M. Posselt und B. Zickgraf „die räumliche Dimension“ des Glauberges ins Auge (S. 108-113). Dabei wurde eines der weltweit größten Prospektionsvorhaben in Gang gesetzt, durch das über die eigentliche Grab- und Kultanlage von etwa 500.000 m² auf einer zusammenhängenden Fläche von 2,5 km² etwa 20 archäologische Fundstellen unterschiedlicher Zeitstellung lokalisiert und dokumentiert werden konnten. Gegenüber Feldbegehungen wurde ihre Anzahl annähernd verdoppelt.

Aus Sicht der Anthropologie untersuchten M. Kunter, S. Lier und N. Hantsch „die Skelettreste aus den frühkeltischen Fürstengräbern“ (S. 114-118). Im Gegensatz zu seinem Hochdorfer „Standesgenossen“ mit 187 cm Körperhöhe erweist sich der Glauberg „Keltenfürst“ aus Grab 1 mit 169 cm als eher normal-wüchsig. Bei ihm wird seine Größe „als sozialer Siebungsfaktor ... keine Rolle gespielt haben. Andere (z. B. Erbfolge) als körperliche Qualifikationen dürften ihn in seine hohe soziale Position gebracht haben“ (S. 114). Die ähnliche körperliche Konstitution des Mannes aus Grab 2 könne nach Ansicht der Autoren als „Hinweis auf ein nahes Verwandtschaftsverhältnis zwischen beiden Männern (Brüder bei zeitgleicher Bestattung, Vater-Sohn bei einem längeren Zeitraum zwischen beiden Bestattungen) sein“ (S. 117).

Der Paläobotaniker M. Rösch analysierte den „Inhalt der beiden Bronzekannen“ aus Grab 1 und 2 (S. 119 f.). Der Nachweis von Bienenwachs und von gut erhaltenen Pollenkörnern ließen „die Vermutung zur Gewißheit werden, daß sich in beiden Gefäßen Honig befunden hat.“ Bei der Schnabelkanne aus Grab 1 konnte dieser Honig näher als hochwertiger „Metansatz“ bestimmt werden, „der nach abgeschlossener Gärung einen hochprozentigen Met mit Südweincharakter ergeben hätte.“ Die unterschiedlichen Pollentypen ließen darauf schließen, daß „offenbar Honige über größere Distanzen - bis zu 100 km und mehr - zum Glauberg transportiert und dort zusammen gemischt worden“

sind. Die Masse stammt aber wohl aus der näheren Umgebung. Überraschend waren die Funde von Kulturpflanzen - darunter des Walnußbaumes -, „von denen man bisher annahm, sie seien erst von den Römern nach Mitteleuropa gebracht worden.“

Den „Wandel einer Landschaft“ versuchen A. Stobbe und A. J. Kalis anhand ihrer „Ergebnisse von Pollenuntersuchungen in der östlichen Wetterau“ nachzuzeichnen (S. 121-129). Wie schon oben angedeutet, läßt sich die Waldauflichtung seit dem Ende des 8. Jahrhunderts nicht ursächlich auf die Eisenverhüttung zurückführen. Vielmehr habe starke Waldweidetätigkeit eine parkartige Auflösung des Waldes hervorgerufen, „was sich im Pollendiagramm u. a. in der deutlichen Zunahme von Gräsern und Grünlandpflanzen bemerkbar macht.“ Aber auch die Flußauen im Gebiet des Glauberges waren von verstärkter Beweidung betroffen (S. 126). Es gibt für das 6. Jahrhundert Hinweise für „eine intensive und ständige Bodenbearbeitung..., ohne oder mit nur kurzen Ruheperioden“ (S. 127). Auch außerhalb der Flußauen weitete sich nun das Grünland aus, wobei „der Gebrauch von Eisengeräten, vor allem der Sense ... von wesentlicher Bedeutung gewesen sein und zu einer effizienteren Nutzung der Umweltressourcen geführt haben“ dürfte. Mit der Schaffung von Weidegründen in unmittelbarer Nähe der Höfe entstanden erhebliche Vorteile für den „Bauernbetrieb“, „da sich die landwirtschaftlichen Tätigkeiten nun auf einer sehr viel kleineren Fläche abspielten und somit eine wesentlich flexiblere Arbeitsteilung möglich wurde.“ Dies mag einer der Faktoren für den Wohlstand der späthalstattzeitlichen Bevölkerung in der Wetterau gewesen sein (S. 128). Wesentlich schwieriger fällt dagegen eine Erklärung für die „Wiederkehr“ des Waldes im 5. Jahrhundert. Eine Verarmung der Böden infolge jahrhundertelanger Nutzung derselben Flächen erscheint möglich. Erst im 4. Jahrhundert ist wieder eine Ausdehnung der landwirtschaftlichen Flächen bis in die Randlagen der Wetterau festzustellen. Neben großflächig betriebener Waldweide sei auch „an die Holzentnahme für die Eisenproduktion zu denken, und auch die mit Industriecharakter betriebene Salzgewinnung aus der Bad Nauheimer Quellsole dürfte zu einem großen Raubbau an den Wäldern geführt haben“ (S. 129).

Über „Bergung, Freilegung und Restaurierung“ der Glauberg-Funde berichten A. Bartel und weitere Autoren (S. 132-169). Nach der Bergung der Gräber und der Freilegung der Blockbergungen werden Konservierung und Restaurierung in einzelnen Abschnitten zum goldenen Ringschmuck, zu den Bronzekannen, den Bronzefibeln und -ringen, den Gürteln, den Schwertern, den Lanzen, zu Köcher, Bogen und Schild erläutert. Besondere Vorgehensweisen erforderten die organischen Reste. Am Schluß des „Werkstatt“-Kapitels steht die Bearbeitung der Statue 1 und der Statuenfragmente. Veranschaulicht werden die Restaurierungsarbeiten durch zahlreiche Detailaufnahmen, Röntgenbilder und Rekonstruktionszeichnungen. Waren beim „Keltenfürsten von Hochdorf“ fünf Restaurator(inn)en sieben Jahre lang beschäftigt, sind beim Glauberg „Standesgenossen“ seit 1994 bis zu acht Restaurator(inn)en mit unterschiedlichen Zeitkontingenten am Forschungsprojekt beteiligt (S. 132). Ein wichtiges Ergebnis der Arbeiten mag sein, daß einige der Beigaben, etwa der Bogen (Grab 1), eigens für die Bestattung hergestellt worden sind (S. 160). Auch die Schnabelkanne aus Grab 1 hätte einem längeren Gebrauch kaum standgehalten (S. 143).

Welche Rückschlüsse „die Fürstengräber vom Glauberg“ auf „Jenseitsvorstellungen und Bestattungsbrauchtum“ zulassen, versucht O.-H. Frey darzulegen (S. 172-185). Die Interpretation von Caesar, *De bello Gallico* 6,19 zum Bestattungsbrauchtum der Gallier ist nicht zutreffend, wenn der Verfasser behauptet, früherer, einst dem Toten teuer gewesener Besitz werde bei der Leichenverbrennung zerstört, um ihm „- wie man es sich vorstellte“ - im „Jenseits“ verfügbar zu sein. Über eine solche Vorstellung ist explizit nichts bekannt, und auch Caesar sagt dies in der zitierten Passage nicht (S. 173). Genauso spekulativ müssen Annahmen über Verpflichtungen für das „folgende Leben“ bleiben, wie auch die angeblich „große Bereitschaft von Kelten zum Selbstmord“ eher ein Topos der antiken Barbarenliteratur sein kann (S. 175). Auch wie die Verhüllung der Beigaben mit Textilien „den Toten entrücken, seinen Übergang ins Jenseits erleichtern“ soll, will nicht so recht einleuchten. Gerade die Tatsache, daß etwa die Schau- bzw. Fellseiten der Hüllen den verpackten Gegenständen zugewandt sind und nicht etwa dem „Bewohner“ der Grabkammer (S. 163 f.), zeigt eher die Endgültigkeit des Nichtgebrauchs an. Die Beigaben sind damit den Lebenden wie dem Toten selbst „entrückt“.

Daß dagegen diese Objekte eine wichtige Rolle bei der Totenfeier spielen, bei der sozialer Rang und gesellschaftliche Funktion des Bestatteten vor der Gemeinschaft inszeniert werden, zeigt etwa der eigentlich unbrauchbare Bogen, der den Charakter eines Abzeichens trägt, wie auch die drei Pfeile, die im Grab jedoch so im Köcher stecken, daß sie wiederum dem „vernünftigen“ Gebrauch entzogen sind

(S. 182). Auffällig ist darüber hinaus das Auftreten der Dreizahl von Beigaben oder ihren Bestandteilen besonders bei Grab 1. Zudem tritt oft ein Einzelstück einem Paar zur Seite: Außer den Pfeilen (2 Blattspitzen, 1 Tüllenspitze) betrifft dies die Fibeln (2 Vogelkopffibeln, 1 Tierfibel), die Randfiguren der Schnabelkanne, die Bronzeringe (2 x 3, 1 x 4 Knoten) oder auch die Lanzenspitzen. Das Auftreten der Dreizahl oder ihres Mehrfachen ist als Phänomen bei Bestattungen der Späthallstattzeit, etwa in Hochdorf, beobachtet worden, in deren Tradition das „Fürstengrab“ 1 vom Glauberg noch zu stehen scheint (vgl. dazu H. Schickler, Heilige Ordnungen [Stuttgart 2001] 27). Vielleicht deutet - bei aller anthropologisch festgestellten Verwandtschaft zu Grab 1 (siehe oben) - die Brandbestattung von Grab 2 eine bewußte Abkehr von diesem Grabbrauchtum an.

Es fällt dem Verfasser sichtlich schwer, sich von der Vorstellung einer „Jenseitsreise“ zu distanzieren, wenn er etwa über den Kanneninhalte als „notwendigen“ Trank für den Toten spekuliert (S. 185), zumal außer dem oben über die Verhüllung Gesagten noch zu bedenken ist, daß über solche „Notwendigkeiten“ schlichtweg nichts bekannt ist. Etwas mehr Vorsicht läßt er immerhin bei seinen Überlegungen zu Trauer Ritualen am Grab walten. Ob der „überraschende Frauenschmuck im Grab des Fürsten“ wirklich nur so „sinnvoll deutbar“ sein kann, muß offen bleiben.

Es folgen die Ausführungen desselben Verfassers über „frühe keltische Kunst - Dämonen und Götter“ (S. 186-205). So kündigt er an, auch auf die Frage zur Bedeutung der figürlichen Kleinkunst „wenigstens einige Antworten zu finden“ (S. 186). Umfassend widmet er sich der Beschreibung und Herleitung der Ornamentik auf zahlreichen Objekten und stellt fest, daß bei der Umsetzung griechischer Motive keinesfalls „ein Mißverstehen antiker Formen“ vorliegt; „vielmehr war ein anderer Ausdruck gewollt“ (S. 191). So bieten auch im Fall des „Waldalgesheim-Stils“ Gegenüberstellungen mit der griechischen Rankenornamentik keine ausreichende Erklärung für seine Entstehung, „auch wenn sich gewisse Angleichungen an antike Formen ergaben,“ die auf Kontakte im Zuge der Keltenwanderungen zurückzuführen seien. Was figürliche Darstellungen angeht, so scheint sich ihre Bedeutung nach Ansicht des Autors auf das Symbolische zu beschränken: „In ihren Bildern wollten die Kelten nicht erzählen.“ Ausnahmen gebe es nur bei wenigen Zeugnissen, die von der venetischen Situlenkunst mit ihren Bildfrieseen beeinflusst seien (S. 193). Tatsächlich zeigt eine frühlatènezeitliche Schwertscheide aus Hallstatt derartige Merkmale wie auch die „Linsenflasche“ aus Matzhausen/Opf. (S. 194 f.). Die Kelten übernahmen aber nicht wahllos Motive, sondern bildeten etwa nur solche Tiere ab, die „für die keltische Geisteswelt der frühen Zeit wichtig“ waren, wie den Eber oder das Pferd (S. 197 f.). Mischwesen und skurrile Figuren, „die keine direkten Beziehungen zu solchen aus anderen bekannten Kulturregionen der Zeit aufweisen,“ scheinen ebenso typisch für diese Welt gewesen zu sein (S. 201). Völlige Unklarheit herrscht nach wie vor über Bedeutung und möglichen realen Gebrauch der „Blattkrone“. Was mit der Figurengruppe auf der Schnabelkanne aus Grab 1 wirklich ausgedrückt werden sollte, bleibt ebenfalls im Dunklen. Zumindest ist das Motiv einer menschlichen Gestalt zwischen zwei Tieren in vielen Kulturen vertreten, ob als „Herr(in) der Tiere“ oder „Daniel in der Löwengrube“ (S. 203). Im Gegensatz zur Glauberg Gruppe ist die Herkunft der beiden letzteren aus der altorientalischen Herrschaftssymbolik jedoch sicher.

„Die Statuen vom Glauberg und die frühe keltische Großplastik“ führen O.-H. Frey zur Frage: „Menschen oder Heroen?“ (S. 208-218). Am ehesten zum Vergleich mit den Glauberg Skulpturen drängt sich die früher fälschlich als „Krieger“ etikettierte Statue aus Hirschlanden auf. Allerdings ist sie bis auf die Insignien nackt und mit erigiertem Phallus dargestellt, was vermutlich auch einen Bedeutungsunterschied zu den Glauberg Statuen impliziert. Wichtig ist der Hinweis, daß sie nicht, wie früher oft angenommen, auf dem Grabhügel gestanden haben muß, „sondern vielleicht etwas zur Seite gerückt oder am Rand des Monuments“ aufgestellt gewesen sein kann (S. 209). Daß es sich bei den Glauberg Skulpturen um „Verehrungsbilder einer größeren Gemeinschaft“ gehandelt haben mag, die mit Heroendarstellungen der antiken Welt zu vergleichen sind, ist eine vertretbare Annahme. Bei einer doppelgesichtigen Figur mit „Blattkrone“, wie der aus Holzgerlingen, ist aber vermutlich eine andere übernatürliche Wesenheit gemeint (S. 211). An der gut erhaltenen Statue vom Glauberg ließ sich feststellen, daß sie nicht längere Zeit der Witterung ausgesetzt war, so daß vielleicht auch sie nur eine Funktion bei den Totenfeiern übernahm, danach aber in der gleichen Orientierung wie die Bestattungen im Grabhügel bewußt „beigesetzt“ wurde. Die rituelle „Bestattung“ nicht mehr verwendeter sakraler Gegenstände ist zumindest aus der antiken Welt bekannt. Gleiches gilt für die Präsentation des Leichnams in aufrechter Haltung, wie sie bei der inschriftlich als König bezeichneten Figur des „Kriegers von Capestrano“ durch Stützen angedeutet sein kann (S. 214). Abweichend

vom Verhaltenskanon der antiken Eliten erscheint jedoch die Sitzhaltung mit gekreuzten Beinen, die keltische Skulpturen, darunter vermutlich auch Götterfiguren, bisweilen aufweisen. Dennoch sei „die Entstehung der Großplastik in Mitteleuropa“ vor dem Hintergrund eines vielfältigen Austausches zwischen der keltischen Welt und dem mediterranen Raum zu sehen (S. 218).

Von Seiten der Klassischen Archäologie stellt D. Steuernagel die Frage: „Der griechische Kouros - Ein Vorbild?“ (S. 219 f.). Leider beantwortet er sie nicht, sondern erläutert den Statuentyp nach Entstehung, Funktion und Aufstellung. Dadurch sollte jedoch hinreichend deutlich werden, daß der Kouros nicht als unmittelbares Vorbild für Statuen wie den „Keltenfürst“ von Hirschlanden, für den dies ja auch schon diskutiert wurde, oder die Glaubberger Statuen in Frage kommt.

Wie B. Chaume und W. Reinhard darlegen, war auch „das frühkeltische Heiligtum von Vix“ Standort von Bildnissen, die als Sitzfiguren seinen Eingang „bewacht“ zu haben scheinen (S. 221 f.). „Die Großplastik in Südfrankreich und die keltische Kunst“ sind Gegenstand einer Betrachtung von A. Rapin (S. 223-228). Die bislang vertretene späte Datierung der Statuen von Roquepertuse mit ihren Panzern, aber auch ihren charakteristischen Gesichtsformen sowie der rekonstruierten Bemalung ins 3. Jahrhundert hält der Verfasser für unwahrscheinlich. Plausibler erscheint ihm ein zeitlicher Ansatz im 6./5. Jahrhundert, in dem die ligurische Kultur im Austausch mit Rhodiern, Etruskern und Phokäern stand und aus dem heraus sich die Elemente ihrer Gestaltung - bis hin zum Bildthema der Sitzfigur - erklären ließen. Sie würden damit zu Zeitgenossen der Glaubberger Skulpturen. „Die ‚lusitanischen Kriegerstatuen‘ in Nordportugal“ setzt M. Höck in einen gemeinsamen Horizont mit den Stelen von Hirschlanden und vom Glauberg (S. 229-231). Allerdings läßt der nachgewiesene Standort einer der Figuren als ihre Funktion die einer Schutzgottheit vermuten (S. 231), während für Hirschlanden und den Glauberg jeweils der sepulkrale Kontext bestimmend ist.

Im letzten der begleitenden Beiträge wandeln V. Rupp und E. Schallmayer „auf keltischen Spuren“ (S. 234-239). Wichtige Fundorte, Geländedenkmäler und Museen werden über das Projekt „Keltenstraße“ vernetzt. Es soll „das keltische Erbe des Landes an herausragenden Plätzen“ durch den Einsatz didaktischer Mittel veranschaulichen, darüber hinaus „die allgemeinverständlich aufbereiteten wissenschaftlichen Inhalte der einzelnen Stationen mit touristischen Aspekten“ verknüpfen. Ein Verbund unterschiedlicher Träger und Veranstalter führt - so die optimistische Einschätzung der Autoren - „die vielfältigen Aspekte zu einem nachhaltigen kulturhistorischen Marketingkonzept zusammen.“ Daß hierbei nicht zuletzt das Projekt „Limesstraße“ Pate gestanden hat, ist unverkennbar. Im Zentrum soll natürlich der Glauberg mit seinen Befestigungsanlagen, dem rekonstruierten Grabhügel und dem geplanten Keltenmuseum stehen, woraus sich der „Archäologische Park Glauberg“ konstituiert (S. 234). Weitere Stationen sind Bad Nauheim und seine Solequellen als Standort eines mobilen „Museumscontainers“, das *oppidum* auf dem Dünsberg bei Biebertal als Beispiel einer keltischen „Großstadt“, der „Steinbruch der Keltenfürsten vom Glauberg“ bei Büdingen, die keltischen Höhensiedlungen auf Haus- und Brülerberg bei Butzbach, das Wetterau-Museum in Friedberg sowie das „Heidetränk-Oppidum“ und die frühlatènezeitliche Höhensiedlung auf dem Altkönig im Taunus.

Mit hervorragenden Farbabbildungen glänzt der Katalogteil der „Glauberg-Funde“ (S. 242-265). Beeindruckend ist auch der für die Ausstellung zusammengetragene Fundus an Exponaten, unter denen etwa die keltische Bilderwelt anhand figürlicher Fibeln, Gürtelhaken und Appliken veranschaulicht wird. Zu einem veritablen „Fürstentreffen“ wird die Schau durch die Prunkgräber von Reinheim, Kleinaspergle, Weiskirchen, Schwarzenbach, Eigenbilzen, Bad Dürkheim, Rodenbach und Waldalgesheim. Als Hort sind die Goldringe aus Erstfeld/CH vertreten. Den beiden Glaubberger Kannen treten europäische Vergleichsstücke zur Seite. Eine einmalige Konstellation ist sicherlich die Zusammenkunft keltischer Skulpturen in Gestalt anthropomorpher Stelen und Statuen, darunter aber auch eine Kopie des griechischen „Kouros von Anavyssos“ aus dem späten 6. Jahrhundert. Mit dem bronzenen „Gott von Bouray“ reicht die Reihe der Figuren bis an die Zeitenwende heran. Da die Originale teilweise recht transportempfindlich sind, mag man es verschmerzen, wenn sich einige von ihnen durch Nachbildungen vertreten lassen.

„Das Rätsel der Kelten vom Glauberg“ ist nicht nur als Ausstellungsbegleiter zu empfehlen, das Buch erfüllt auch seinen eingangs erwähnten Zweck als „Zwischenbericht“ über die Erforschung der frühkeltischen Zeit des 6. und 5. Jahrhunderts und hat damit auch viele Leser über den Kreis der Besucher hinaus verdient.

Frank Unruh, Trier